

## Die Augen Wischnu's.

Roman von Hanns v. Spielsberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sah seine Tochter Madeleine denn nicht der Herzogin von Alençon ähnlich mit ihrem feingefügten, liebenswürdigen Gesicht und der zarten, ebenmäßigen Gestalt, die sich so grazios auf den hohen Stöckelschuhen wiegte? Überlegte Herr Ducord, indem er sie betrachtete. Und ob wohl eine Dame bei Hofe überhaupt solche dunklen, träumerischen Augen besaß, die doch auch wieder so neckisch lächeln konnten? Und dies Haar! Die Friseurin hatte es in der ganzen Rue Lachapelle herum gebracht, daß die dichten Flechten, wenn sie aufgelöst waren, fast bis zur Erde reichten. Und wie sie sich zu bewegen wußte — wahrhaftig, sie hatte ganz das Benehmen einer Aristokratin! Natürlich: Vater Ducord hatte sie nicht umsonst im Kloster La Brèche erziehen lassen, wo sonst nur die Töchter des alten Adels aufgenommen wurden. Es hatte ihm freilich Mühe gekostet, ihre Aufnahme in dem vornehmen Institut durchzusetzen, aber wozu hat man denn seine Verbindungen? O, der alte Herr besaß in der That Verbindungen — sehr sonderbare Verbindungen bis in die höchsten Kreise. Die Herren von der Robe, die Richter und Advokaten, hätten davon erzählen können, wenn sie nicht so arg verschwiegen gewesen wären.

„Nun, Papa, hast Du Dich endlich entschlossen? Was geschieht diesen Sommer? Du hast mir nun einmal bestimmt versprochen, daß wir nicht den ganzen Sommer in diesem staubigen, entsetzlichen Paris zubringen sollen. O, wie ich mich nach frischer Luft, nach grünem Raub und duftenden Wiesen

sehne! Und auch Dir thut ein Landaufenthalt Noth; der Arzt meinte erst neulich, Du müßtest einmal ein paar Wochen aus Deiner Thätigkeit, aus dieser langweiligen, heißen Straße fort.“

Der Alte rieb sich auf's Neue die Hände. „Auf mich kommt es weniger an, ich bin hier ganz in meinem Element und weiß im Voraus, daß ich mich alle Tage schmerzlich nach der Rue Lachapelle zurücksehnen würde. Aber was ich versprochen habe, das halte ich auch. Ja mehr als das,“ er lachte leise, „ich verspreche Dir sogar weiter noch für diesen Herbst: ein schönes, altes Schloß, weißt Du, mit großen

Thürmen und Erfern, einen schattigen, wohlgepflegten Park, einen Marstall —“

„Einen Marstall?“ rief die Kleine und klatschte vor Freude in die Hände. Aber gleich darauf ließ sie traurig die Arme sinken. „Einen Marstall“ wiederholte sie leiser. „Ach, Papa, jetzt weiß ich bestimmt, Du scherzest nur. Wie sollen wir zu einem Marstall kommen!“

Ducord rüdtte ungeduldig an seiner Brille. „Wie wir dazu kommen sollen? Nun, wie andere Leute auch, wir kaufen ihn. Wenn ich sage, Du bekommst einen Marstall, dann kannst Du es für gewiß annehmen, daß dem so ist: ein Schloß, einen Marstall und noch hundert andere schöne Dinge mehr. Ich denke übrigens, Fräulein de Cord würde sich als Schloßherrin recht gut machen,“ fügte er schmunzelnd mit einem wohlgefälligen Nicken befriedigter Vatertheilheit hinzu.

Madeleine knixte, um scherzhaft ihren Dank für das Kompliment auszudrücken. Aber sie sah immer noch zweifelnd bald auf den Vater, der ihr mit seinem buntgeblümten Rock, der etwas strohigen, schlecht gepuderten Perrücke und der silbernen Brille gar nicht wie ein Schloßbesitzer vorkommen mochte, bald auf die spießbürgerliche Einrichtung des kleinen Zimmers.

„Und in diesem Herbst, sagst Du, werden wir unser Schloß bereits beziehen?“ fragte sie endlich.

„In diesem Herbst noch! Es müßte denn keine Gerichte und kein Recht mehr in Frankreich geben!“ entgegnete der alte Herr mit dem Ausdruck jener vollen Selbstzufriedenheit, die Leuten seiner Art meist eigen ist.

Ueber das reizende Gesicht des Mädchens flog ein tiefer Schatten. Sie hob leicht, fast wie abwehrend die Hand. „Die Gerichte? ... Das raubt mir im Voraus alle Freude,“ sagte sie traurig,



Professor Rudolph v. Wagner. (S. 203)



und es schien, als ob sie noch eine weitere Erläuterung der letzten Worte geben wollte, denn ihre vollen rosigen Lippen kräuselten sich wie im Trost. Sie kam jedoch nicht dazu. An der Thür, die zu der Wechselstube führte, klopfte es leise; gleich darauf trat der hagere, lang aufgeschossene Kommiss schüchtern in's Zimmer und flüsterte Herrn Ducord einen Namen in's Ohr.

Aber so leise er gesprochen hatte, Madeleine schien ihn doch verstanden zu haben. Sie erröthete wenigstens, scheinbar ganz ohne Grund, und wandte sich, um es zu verbergen, schnell zur Seite.

„Ich lasse bitten!“ Der Bankier erhob sich bedächtig aus seinem bequemen Sessel. „Daß mich allein, Madeleine. Du hörst, daß ich geschäftlichen Besuch erwarte. — Dein Marstall kommt,“ fügte er spöttisch hinzu, indem er die Kleine zur Thür hinausjoh.

Sie sträubte sich leise. „Papa, Graf Chadreux —“ wollte sie sagen, da klappte ihr auch schon der Flügel unmittelbar vor dem allerliebsten Näschen zu, und der vorsichtige Alte drehte zum Ueberflus auch noch den Schlüssel von innen herum.

Herr Ducord hatte gerade noch Zeit, an sein Pult zu treten und den Anschein anzunehmen, als sei er ganz in einen biederlichen Affenstoß vertieft, als die Thür zum Comptoir sich öffnete.

Es war in der That Leon Chadreux, der eintrat. Der Graf hatte seine Uniform abgelegt, als schämte er sich, sie in der Höhle des Bucherers zu zeigen. Der dunkle Anzug, den er trug, mochte vielleicht dazu beitragen, ihn noch angegriffener aussehn zu lassen, als er in der That war. Aber auch die tiefen Ränder um seine leicht gerötheten Augen redeten eine deutliche Sprache — sie erzählten nur allzu verständlich von sorgenvollen Tagen und langen, schlaflosen Nächten.

Der Bankier machte dem jungen Edelmann eine halbe Verbeugung und wies, sich selbst setzend, auf einen Sessel hin. „Womit vermag ich Ihnen zu dienen, Herr Graf?“ fragte er höflich, aber nicht ohne leise Ironie.

Graf Chadreux vermied es, Platz zu nehmen, er lehnte sich nur leicht gegen die Lehne des ihm angebotenen Sessels. Offenbar besaß er wenig Gewandtheit im Verkehr mit Geldmännern vom Schlage Ducord's.

Der alte Herr fühlte sich augenscheinlich sofort verletzt. Schärfer noch als vorher wiederholte er: „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Sie wissen gewiß, mein Herr, weshalb ich hierher gekommen bin,“ entgegnete Leon endlich. „Ich will wenigstens den letzten Versuch nicht unterlassen, durch eine mündliche Auseinandersetzung eine Vereinbarung zwischen uns anzubahnen.“

„Aber, bester Herr Graf, Sie belieben zu scherzen: nichts ist leichter als das. Sie zählen, was man mir schuldet, und die Vereinbarung ist fertig.“

„Der Scherz scheint mehr auf Ihrer Seite, Herr Ducord, ich bin in der That zu allem Anderen eher, als zum Scherzen aufgelegt. Es ist wahr, ich bin Ihnen 400,000 Livres nebst den rückständigen Zinsen schuldig, Sie haben die vollgiltigen Wechsel und damit mich selbst in der Hand. Sie haben ferner auf meiner Herrschaft Chadreux 1,350,000 Livres hypothekarisch eingetragen und diesen Betrag gekündet. Ich schulde Ihnen somit im Ganzen —“

„2,197,849 Livres und 8 Sous einschließlich der aufgesummten Zinsen und Kosten,“ ergänzte der Bankier. „Ich hoffe, Sie haben an der Richtigkeit meiner Berechnung nichts anzusetzen.“

Leon strich sich mit dem Handschuh über die heiße Stirn. „Sie haben ein vortreffliches

Gedächtnis,“ sagte er gepreßt. „Hoffentlich werden Sie auch nicht vergessen, wie wenig ich für jene Schuldenlast verantwortlich gemacht werden kann, und Sie werden daher billige, gerechte Rücksicht üben. Es ist Ihnen zweifellos bekannt, daß ich erst vor kaum drei Wochen aus Pondichéry nach Frankreich zurückkehrte, daß ich somit bisher keine Zeit hatte, mich mit den verworrenen und traurigen Verhältnissen, die ich hier vorfand, genügend vertraut zu machen. Viel weniger aber vermochte ich jene Summe zu beschaffen, welche Sie zu fordern haben.“

„Ich bedaure am meisten, mich in diese Sachen eingelassen zu haben,“ sagte Ducord achselzuckend. „Ich glaube Ihnen gern, daß Sie meinten, eine reiche Erbschaft anzutreten, und nun bitter enttäuscht sind. Aber mir können Sie unmöglich daraus einen Vorwurf machen, auch mich hat man getäuscht, man hat mir die Verhältnisse Ihres verstorbenen Herrn Vaters in einem ganz anderen Lichte geschildert, so daß ich glaubte, meine Kapitalien pünktlich zurückzuerhalten. Ich verliere nur bei dem Geschäft.“

„Verlieren?“ Der Graf konnte eine bittere Bemerkung nicht unterdrücken, so sehr er sich vorgenommen hatte, ruhig zu bleiben. „Soviel habe ich denn doch bereits feststellen können, daß Sie, mein Herr, durchschnittlich zehn bis fünfzehn Prozent Zinsen zu berechnen beliebten — ganz abgesehen von dem Verlust, der bei einzelnen Geschäften für meinen Vater nachweisbar entstanden ist. Aber gleichviel, das sind geschehene Dinge, die sich nicht mehr ändern lassen, über die ich nicht einmal urtheilen will. Was aber die Hauptsache ist: Sie wissen wahr-scheinlich besser als ich, daß Chadreux allein seine vier Millionen Livres unter Brüdern werth ist.“

„Das ist mir in der That sehr angenehm zu hören. Ich fange wieder an zu hoffen, denn in diesem Fall wird es Ihnen jedenfalls ein Leichtes sein, das Geld zu beschaffen.“

„Wozu einem Verzweifelten gegenüber diesen Spott, Herr Ducord! Daß ich bereits versucht habe, was zu versuchen war, ehe ich zu Ihnen kam, liegt doch auf der Hand. Aber das Kapital zieht sich überall zurück, und der Wald, in dem der Hauptwerth von Chadreux steckt, ist nicht von heute auf morgen in Geld umzuwandeln — kurz, ich bin verloren, wenn Sie mir nicht bei mäßigen Zinsen einen längeren Aufschub gewähren. Sie um diesen zu bitten, kam ich hierher. Ich werde den Militärdienst verlassen, ich will selbst nach Chadreux ziehen, will selbst nach dem Rechten sehen, sorgen und wirtschaften — Sie sollen bei Gott Ihr Geld bis auf das letzte Soustück wieder erhalten, wenn Sie mir nur Zeit lassen, Alles zu ordnen.“

Der Bankier erhob sich langsam, sein Gesicht war steinern geworden, seine ruhige Höflichkeit war eiskalt. „Hätte ich gewußt, daß Sie mir keinen anderen Vorschlag zu machen hatten, mein verehrter Herr Graf, dann wäre es wirklich besser gewesen, ich hätte mich verleugnen lassen. Es wäre uns Beiden eine sehr peinliche Scene erspart geblieben. Es ist mir ganz unmöglich, Ihre Bitte zu erfüllen.“

„Unmöglich! Denken Sie an meine verzweifelte Lage, Herr Ducord, weshalb wollen Sie mich in's Unglück stürzen! Haben Sie Rücksicht, haben Sie Mitleid mit mir!“ Leon's Stimme bebte leise, er fühlte nur zu tief die Erniedrigung, die in dieser Bitte diesem Manne gegenüber lag.

Draußen klinkte es plötzlich an der verschlossenen Thür. Ducord erschraf. Sollte Madeleine laufen? Er wollte nicht, daß seine Tochter Einblick in diese Geschäfte gewann, er hatte es mit einem eigenthümlichen Schamgefühl stets vermieden, daß sie von seinen Geld-

operationen erfuhr. Auf sie war es daher auch berechnet, als er jetzt gleichsam entschuldigend sagte: „Ich bedaure Ihre augenblickliche Lage aufrichtig, Herr Graf, aber ich versichere Sie, mich trifft keine Schuld, ich habe bereits soviel Geduld und Rücksicht geübt, als ich irgend verantworten konnte. Es ist ja nur zum allerkleinsten Theil mein eigenes Geld, welches in diesem leidigen Geschäft steckt, ich habe im Wesentlichen als der Vertrauensmann fremder Kapitalisten gehandelt, und Sie wissen, ein Keil schiebt den andern!“

„Also Sie wollen meinen Ruin?“ rief der Graf erregt. „Um Alles in der Welt, weshalb verfolgen Sie mich mit diesem Haß? Ich weiß es besser, für Sie wäre es eine Kleinigkeit, mir jenen Aufschub von wenigen Jahren zu gewähren, mein Notar, alle Welt versichert es mir. Liegt ein besonderer Grund vor, so nennen Sie mir ihn wenigstens.“

Ueber das gefurchte Gesicht des Geldmannes zuckte es sonderbar. Er griff einige Male nach der Brille, als müsse er sie zurecht rücken, fast schien es, als ob er irgend eine Eröffnung auf den Lippen habe. „Ihr Vater —“ begann er, da klinkte es draußen von Neuem, energischer noch als vorher. Es war, als ob der kurze Ton seinen Gedanken eine andere Wendung gebe: „Ihr Herr Vater hätte gewiß, wenn er am Leben geblieben wäre, das Geld mit Leichtigkeit beschafft, und ich glaube, auch Sie, mein Herr Graf, sehen zu trübe. Bei den Verbindungen Ihrer Familie wird es Ihnen sicher gelingen, noch rechtzeitig für Deckung zu sorgen, und Niemand kann dies herzlicher wünschen, als Ihr ergebener Diener. Ich habe die Ehre, Herr Graf.“

Die Härte dieses Mannes war unerschütterlich. Leon warf noch einen verzweiflungsvollen Blick auf sein fleinernes Gesicht, als wolle er in der Seele des Bankiers lesen, dann griff er nach seinem Hut. „Ich gehe, mein Herr!“ sagte er mit erstidter Stimme. „Ich gehe — möge diese Stunde Sie nie gereuen!“ Ducord zuckte die Achseln und verbeugte sich tief. Als dann die Thür nach dem Comptoir sich geschlossen hatte, riegelte er schnell entschlossen die andere auf. Er hatte richtig vermuthet: Madeleine stand wirklich vor ihm, die Wangen wie mit Purpur übergossen und Thränen in den Augen.

Er achte nicht darauf. „Du hast gelacht!“ rief er mit ungewohnter Heftigkeit hervor. „Pfui, hat man Dich das in La Breche gelehrt?“

„Im Kloster hat man mich gelehrt, Recht zu thun. Was Du aber soeben gethan hast, Vater — verzeihe — das war abscheulich!“ Die zarte Gestalt des jungen Mädchens bebte wie in tiefer innerer Erregung. Er hatte sie fast mit Gewalt über die Schwelle gezogen, als er sie jetzt losließ, warf sie sich in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Sieh, sieh doch, abscheulich? Das ist ja ein recht respektvoller Ausdruck für einen Vater, der nur das Wohl seines Kindes im Auge hat. Was habe ich denn gethan, daß ich Dir so abscheulich erscheine?“ Er drängte gewalt-sam seine Heftigkeit zurück.

„Einen Unglücklichen, einen Bittenden hast Du von Deiner Thür gestoßen. Erbarmungslos hast Du gehandelt, wo Du helfen konntest!“

„Habe ich denn etwas Anderes von ihm verlangt, als mein gutes, gefeßliches Recht? Es ist wirklich eine verkehrte Welt; so lange diese Herren Geld brauchen, spinnen sie unsereinen in Süßigkeiten ein, wenn man aber die Dreistigkeit hat, es zurück zu verlangen, muß man sich noch obendrein von der eigenen Tochter schmähen lassen. Mich dünkt, Du nimmst Dir allzuviel Freiheit heraus, scheint überhaupt einen merkwürdigen Antheil an dem Herrn Grafen



Haben nichts zu nehmen. Schon vorhin, als der dumme Bursche, der Charles, ihn meldete, fiel es mir auf; wäre jener nicht bis vor wenigen Wochen in Indien gewesen, wahrhaftig, ich würde glauben, Du kennst ihn."

Madeleine zog die Hände von dem Gesicht und kreuzte die Arme auf der Brust. Mit einem fast trotzigem Ausdruck warf sie die Lippen auf. „Ich kenne ihn auch!“ sagte sie offen.

Der Vater zuckte zusammen, aber gleich darauf schüttelte er lächelnd den Kopf.

„Was redest Du für Unsinn, liebes Kind. Graf Chabreux ist vor kaum drei Wochen erst von Pondichéry zurückgekehrt, und Du hast Dich in der letzten Zeit kaum aus dem Hause gerührt. Woher willst Du ihn also kennen, kleiner Trosttopf?“ Und ganz beruhigt warf er sich in seinen Lehnstuhl. „Das fehlte gerade noch, daß solche Backfische, wie Du einer bist, sich in Geldgeschäfte mischen.“

„Ich will Dir eine Geschichte erzählen, Papa, eine Kindergeschichte aus der Pension. Hast Du Geduld, mich ruhig anzuhören?“ Madeleine hatte sich erhoben und war dicht an den Schreibsekretär getreten. Leise legte sie ihren Arm auf die Schulter des Vaters.

„Wenn Deine Geschichte nicht gar zu kindisch und nicht allzulänglich ist, warum nicht?“

„Es war vor fünf Jahren, und ich befand mich erst ganz kurze Zeit in La Breche. Du wirst mir zugeben, ich habe niemals geklagt, Papa, aber jetzt kann ich es Dir ja gestehen, man behandelte mich dort geradezu unwürdig, und ich war völlig wehrlos. Nicht die Priorin oder die Schwestern waren es, durch die ich zu leiden hatte, sie sahen über mich hinweg, sie betrachteten mich etwa wie ein notwendiges Uebel, ich kann jedoch nicht behaupten, daß sie geradezu unrecht gewesen wären. Für die Pensionärinnen aber war ich fortwährend der Gegenstand bitteren Hohnes, nicht viel mehr als eine Ausjähige, ich unter allen diesen adelstolzen Fräuleins die einzige Bürgerstochter, 'die kleine Krämerin', wie sie mich nannten. Womit schachert Dein Vater?“ fragte die Gine spitz. „Mit den abgelegten Röcken unserer Lakaien!“ ergänzte die Zweite. Aber er betrug die armen Burschen dabei! höhnte die Dritte. Und doch war dies Alles noch nicht das Schlimmste. Irgend Jemand hatte ausgesprengt, ich sei auf die Verwendung eines Vicomte Trouvillac aufgenommen worden, und Du hättest diese Fälschung des vornehmen Mannes nur dadurch erreicht, indem Du ihm Geld geliehen. In der obersten Klasse, bei den Großen, war es zuerst herausgekommen, aber wie ein Lauffeuer hatte es sich unter allen Schülerinnen verbreitet, und seit jenem Tage hieß ich nicht mehr das Krämerkind, sondern die Wuchererstochter. — O Papa, Kinderzungen können sehr giftig sein!“

„Kanailen!“ stieß der Alte zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor.

„Niemand sprach mit mir, Alle mieden mich, ich stand ganz allein. Nur daß über mich gesprochen wurde, das hörte ich nur allzu deutlich. Da war ein Fräulein v. Clairfont in der ersten Klasse, die sagte jedesmal, wenn ich an ihr vorbeigehen mußte: 'Die Dirne ist eine Schande für uns Alle!' — eine Schande, hörst Du, Papa? Eine Andere legte mir eines Abends ein Säckchen mit Kupfermünzen in's Bett und an dem Beutel war ein Zettel befestigt, darauf stand: 'Für Fräulein Hundertprozent.' Ich war damals dreizehn Jahre alt, alt genug, um all' das Böse zu verstehen, aber auch alt genug, um ihnen einen unbeugsamen Stolz entgegenzusetzen. Ich trug mein Leid schweigend, that meine Pflicht und kümmerte mich anscheinend weiter um nichts. Nur Abends, wenn ich allein war, dann drückte ich mein Gesicht so recht fest auf mein Kopfstück und

dann — dann weinte ich bitterlich. — In La Breche waren nun auch zwei Schwestern, zwei Comtessen Chabreux —“

„Aha!“ unterbrach sie der Vater. „Ich kenne die Sorte. Die Schlimmsten — heh?“

Madeleine schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Papa, sie waren zunächst nicht besser, aber auch nicht schlechter als all' die Anderen, und ich bin später verständig genug geworden, ihnen sammt und sonders die Vorurtheile des Standes, in denen man sie erzogen, zu gute zu halten. Eines Tages nun flog wie ein Blitz eine aufregende Kunde durch das Kloster. Der junge Graf Chabreux, der Bruder jener beiden Comtessen, hatte seinen Besuch angemeldet; er war soeben aus dem letzten Feldzug zurückgekehrt, ich glaube mich erinnern zu können, daß er sich an der Maas besonders ausgezeichnet hatte, und wollte nun Melanie und Louise — so hießen die Schwestern — gern wiedersehen. Man sah im Kloster derartige Besuche von Verwandten gern, ja sie wurden von oben herab geradezu zu Festtagen gestempelt. Was Wunder, daß es in den alten Kreuzgängen wisperte, flüsterte und sicherte, als ob Ferien bevorständen. Mich freilich berührte das Alles ja gar nicht, höchstens daß es mir die Leere in meinem Herzen noch trostloser und öder erscheinen ließ. Ich hatte ja keinen Bruder, und wenn ich einen besessen hätte, würde sein Empfang sicher ein anderer gewesen sein, als der des Grafen Chabreux. — Endlich also kam dieser wirklich: die ganze Pension hatte sich an den Vorderfenstern aufgestellt, als sein Wagen donnernd in den Klosterhof rollte. Nur seine Schwestern durften ihn unten empfangen, aber oben war dafür ein Aufruhr wie in einem Bienenschwarm. 'O, welch' schöner Mann!' — 'Ach, welch' entzückende Uniform!' — 'Sieh nur, wie elegant er sich vor der Frau Priorin verbeugt!' — so schwirrte und schrie es durcheinander. Ich sah während dessen ruhig an meinem Arbeitstisch, was ging mich das Alles an. Dennoch sollte ich mit ihm in Berührung kommen —“

„Aha!“ machte der Vantier und zog das rechte Bein hoch, als ob er plötzlich das Zitterlein darin verspürte. „Jetzt kommt es.“

„Es war am Nachmittag. Ich habe Dir schon öfter erzählt, daß wir bei gutem Wetter Nachmittags stets in den großen Park geführt wurden, der zum Kloster gehörte. So auch an jenem Tage. Die Comtessen Chabreux hatten die Erlaubniß erhalten, ihren Bruder mitnehmen zu dürfen, und er war auch hier, wie Du Dir gewiß denken kannst, der Held des Tages. Es machte ihm aber auch sichtbar Vergnügen, die kleine Schaar mit amüsiren zu helfen. Man spielte unter den schattigen Laubbäumen, auf den großen, herrlichen Rasenflächen kindliche Spiele, er schlug tapfer den Ball und machte die Blindenfuh, recht wie ein Kind unter Kindern.“

Nach hatte man natürlich nicht aufgefordert, ich stand abseits und allein, und trotz aller meiner guten Vorsätze färbten sich doch wohl meine Wangen roth und meine Augen füllten sich mit Thränen. Da fiel plötzlich sein Blick auf die arme Verlassene.

„Warum spielt denn das kleine Fräulein nicht mit uns?“ rief er zu mir hinüber. Ich aber antwortete nicht, sondern wandte mich schamerlühend um.

„Et, ei, kleines Fräulein, Sie haben wohl Strafe bekommen? Da muß ich Sie doch schnell losbitten,“ fuhr er fort. Mir war's, als müßte ich davonlaufen, so schnell die Füße mich tragen wollten, aber als ich jetzt hörte, wie die hochmüthige Clementine Clairfont naserrümpfend sagte: „Lassen Sie das Ding doch, Herr Graf. Es gehört nicht zu uns, es ist irgend ein hergelaufenes Krämerkind aus Paris,“ da empörte

sich mein ganzer Stolz — jetzt das Feld zu räumen, wäre mir unmöglich gewesen. Ich drehte mich also wieder um und zeigte mein glühendes Gesicht trotz der ganzen aristokratischen Kinderschaar, die bei dem Anblick der Thränen, die jetzt unaufhaltsam über meine heißen Wangen strömten, in ein überlautes Lachen ausbrach.

Der Graf sah mich mitleidig an, trat schnell zu der Schwester, die heute unsere Spiele beaufsichtigte, und sprach leise mit ihr. Und dann — dann kam er zu mir und faßte mich an der Hand und führte mich trotz meines Sträubens mitten in den Kreis.

„Ich denke, wenn ich Sie bitte, meine Damen,“ sagte er ganz ernst, „wird heute Madeleine wohl mitspielen dürfen. Ich finde es gar nicht hübsch, das kleine Fräulein, das, wie Schwester Benedikta mir soeben sagte, doch sehr fleißig und artig ist, derart auszuschließen.“

„Aber sie ist nicht unseres Gleichen!“ wiederholte Clementine Clairfont. Ihr hübsches Gesicht war ganz entsetzt vor innerer Erregung.

Graf Chabreux richtete sich hoch auf: „Nicht unseres Gleichen?“ sagte er scharf. „Wenn ich mich recht erinnere, Fräulein v. Clairfont, so war Ihr Herr Großvater Steuervächter und wurde erst 1708 durch die Gnade Seiner Majestät geadelt. Ich wünsche, daß Madeleine mitspielt, und ich bitte meine Schwestern darum, ihr die Hand zu geben,“ fügte er dann hinzu.

Ringsum wisperte und sicherte Alles, die Mädchen mochten der hochmüthigen Clementine die Zurechtweisung wohl gönnen. Louise aber, die jüngste der beiden Comtessen, war sofort an meine Seite getreten, und auch Melanie, die ältere, beeilte sich jetzt, dem Wunsch des Bruders nachzukommen.

„Lassen Sie mich gehen. Bitte, lassen Sie mich gehen!“ bat ich leise mit thränenerrückter Stimme. Der Graf hielt mich jedoch fest und drückte mir wie ermutigend die Hand. „Nein, Kleine, nun gerade nicht. Wir wollen sogar Partner sein! Und nun vorwärts, wer fängt an?“

Die kurzen Stunden vergingen schnell. Der Graf mußte bald fort, er sprach mit mir nur wenige Worte, aber zuletzt beugte er sich noch einmal zu mir herab: „Muth, Kleine, Muth!“ flüsterte er mir leise zu. „Ich werde meine Schwestern bitten, meine kleine Spielgefährtin von heute unter ihre Fittige zu nehmen — es wird Alles gut werden.“ Und er hielt Wort, Papa. Mit jenem Tage war das Eis gebrochen, besonders da Louise sich meiner auf's Herzlichste annahm und wader half, mir eine Stellung im Kloster zu erobern. Wenn es auch bisweilen noch Kämpfe und bittere Thränen kostete, ich war wenigstens nicht mehr eine Ausgestoßene, die Krämerstochter von ehemals. So, Papa, schloß das junge Mädchen hochaufathmend, „das war meine Geschichte. Nun weißt Du auch, woher ich den Grafen kenne, und nun bitte ich Dich nochmals: gewähre ihm um meinetwillen die Bitte, die er vorhin an Dich richtete.“

(Fortsetzung folgt.)

## Professor Rudolph v. Wagner.

(Mit Porträt auf Seite 201.)

Unter den Chemikern der neueren Zeit hat sich der Technologie Professor Rudolph v. Wagner, dessen Porträt wir auf S. 201 bringen, als Lehrer wie als wissenschaftlicher Schriftsteller einen ehrenvollen Ruf erworben. Am 13. Februar 1822 zu Leipzig geboren, studirte er daselbst, in Berlin und Paris Chemie, ward 1846 Assistent am Universitätslaboratorium zu Leipzig, habilitirte sich 1850 als Privatdozent der chemischen Technologie daselbst und ward 1851 Professor der technischen Chemie an der poly-



technischen Schule zu Nürnberg. Hier verfaßte Wagner sein berühmtes „Handbuch der chemischen Technologie“, welches bisher 12 Auflagen erlebt hat und in verschiedene fremde Sprachen übersezt worden ist. Höchst anregend wirkte er durch den von ihm herausgegebenen „Jahresbericht über die Leistungen der chemischen Technologie“, von dem er 26 Jahrgänge bearbeitet hat; auch hat er noch eine ganze Reihe von Handbüchern aus dem Bereiche seiner Fachwissenschaft geschrieben. 1856 folgte er einem Rufe an die Universität zu Würzburg, wo er 1858 zum ordentlichen Professor aufrückte. Wagner war als Jurymitglied auf verschiedenen Ausstellungen thätig und fungierte 1872 bis 1874 als Bevollmächtigter der bayerischen Regierung für die Wiener Ausstellung, nach deren Schluß er vom König von Bayern den mit dem persönlichen Adel verbundenen Orden der bayerischen Krone erhielt. Er starb am 4. Oktober 1880 in Würzburg.

## Der Brautkauf auf den wendischen Hochzeiten.

(Mit Abbildung.)

Bei den Hochzeiten der Wendens, die das Gebiet längs der Spree von Bauen bis Peitz bewohnen, sieht am Morgen des festlichen Tages die Braut in ihrem Hochzeitsstaate in der großen Stube des Elternhauses, umgeben von den Brautjungfern und der Masch oder Brautführerin. Sobald der Zug der Burtschen mit dem Bräutigam und dem Vobratisch oder Bräutigamsführer anlangt, tritt Letzterer, gefolgt von den Uebrigen, zuerst in das Zimmer. Er fragt die Masch, ob hier die Braut zu haben sei, für die er vier Thaler zum Freikauf bieten solle. Dabei legt er auf jede Tischdecke einen blanken Thaler; die Masch und die Brautjungfern weisen aber diese Spende als viel zu niedrig zurück. Der Vobratisch verdoppelt

nun sein Gebot, das aber wiederum unter Scherz und Gelächter als zu niedrig zurückgewiesen wird, bis endlich der Tisch rundum mit Thalern belegt ist, worauf die Masch dem Bräutigam die Außertorene zuführt. Dieser wird der auf dem Tische liegende Kaufpreis sofort als erstes Geschenk überreicht; dasselbe dient meist dazu, die Kosten des nach der Trauung stattfindenden Hochzeitsmahles, wobei es hoch hergeht, zu decken.

## Die Abdankung Kaiser Karl's V.

(Mit Bild auf Seite 205.)

Die mehr als dreißig Jahre währenden Kämpfe, welche Kaiser Karl V. während seiner Regierung in Spanien, Italien, Deutschland, Nordafrika u. s. w. geführt, hatten ihn im Laufe der Zeit trotz seiner Fähigkeit und Beharrlichkeit körperlich und geistig beinahe aufgerieben. Von Sicht geplagt und sich



Der Brautkauf auf einer wendischen Hochzeit.

nach Ruhe sehnend, trat er im Herbst 1555 daher seinem 1527 geborenen Sohne Philipp II. in Brüssel erst die Niederlande und am 16. Januar 1556 auch den Thron von Spanien und Neapel nebst der Neuen Welt ab. Den wichtigen Staatsakt, wie Karl V. den niederländischen Ständen in feierlicher Sitzung auf dem Brüsseler Stadthause Philipp als seinen Nachfolger vorstellt, veranschaulicht unser Bild auf Seite 205. Im Mittelgrunde erblicken wir den Kaiser auf der Estrade, seine Abschiedsrede haltend, während vor ihm zwei Pagen die Krone und das Scepter auf Rissen tragen. Zur Linken Karl's V. steht Wilhelm von Oranien, rechts zur Seite Philipp II. Im Herbst 1556 sandte Karl dann noch eine Gesandtschaft nach Deutschland, welche den Kurfürsten seine Verzichtleistung auf das römische Kaiserthum zu Gunsten seines Bruders Ferdinand zu überbringen hatte. Hierauf zog sich der Monarch, der sich hatte rühmen können, daß die Sonne in seinem Reiche nie untergehe, in die Einsamkeit des Klosters San Juste bei Placentia zurück, wo er am 21. September 1558 starb.

## Die „Schwedische Nachtigall“ und Mr. Barnum.

Episode aus dem Leben einer berühmten Sängerin.  
Von

J. D. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

An einem Oktobervormittag des Jahres 1849 saß Phineas Barnum, der große Mann des Humbugs und der abenteuerlichen Speculationen, im Kassenzimmer des von ihm gegründeten „amerikanischen Museums“ am Broadway zu New-York und studierte eine eben angekommene Nummer der Londoner „Times“.

„Es kommen heute nur wenige Besucher,“ sagte er ausblickend zu dem Billeteur. „Die Fidschi-Seejungfer zieht nicht mehr so wie früher.“

„Nun, das ist auch wahrlich kein Wunder,“ entgegnete der Beamte. „Von unserer Seejungfer, die ein talentvoller Japanese konstruiert

hat, indem er die untere Hälfte eines Fisches mit der oberen Hälfte eines Affen geschickt verband, ist wirklich zu viel Lärm gemacht worden. Die Leute sehen draußen auf dem Platat die prächtige Seejungfer von vierzehn Fuß Länge, die kolossalste „schöne Melusine“, welche je auf Leinwand gemalt wurde, und kommen sie dann herein, so müssen sie wohl enttäuscht sein über das vierzehn Zoll lange schwärzliche und häßliche Ding im Glaskasten. Es wäre gut, dem Publikum bald wieder etwas Neues und Ungewöhnliches zu bieten.“

„Sie haben ganz Recht, Lewis; ich zermartere mir auch schon seit zwei Monaten das Gehirn, um etwas Außerordentliches zu erfinden.“

„Nur nicht wieder so ein altes Wollenspferd, wie der angeblich von dem kühnen Pfadfinder Fremont in den Felsengebirgen entdeckte Vierfüßler, oder gar eine alte halbtote Negerin, wie die vorgebliche Amme Washington's!“

Berlin





Die feierliche Abdankung Kaiser Karl's V. auf dem Brüsseler Stadthause zu Gunsten seines Sohnes Philipp II. (S. 204)



„Nichts dergleichen! Es müßte etwas Schönes, wahrhaft Bewunderungswürdiges sein.“

In diesem Augenblick trat ein junger, blasser, elegant gekleideter Mann, augenscheinlich ein Künstler, an den Schalter und fragte: „Ist Mr. Barnum hier?“

„Sie sehen ihn dort.“

„Ah, Sie sind also Mr. Barnum? Ich habe wirklich die Ehre, den Besitzer dieses Kunsttempels zu sehen?“

„Natürlich“, erwiderte der Angeredete. „Bitte treten Sie näher und nehmen Sie Platz. Sie wünschen mich in Geschäften zu sprechen?“

„Das eigentlich nicht. Ich hegte nur den lebhaften Wunsch, Sie zu sehen.“

„Wohl, Sie sehen mich also hier in Lebensgröße. Soll ich mich auch noch herumdrehen, so daß Sie mich von der anderen Seite ebenfalls bewundern können?“

„Nein, nein, ich danke, Mr. Barnum. Bin schon zufrieden. Ihr vortreffliches Museum hatte ich schon früher Gelegenheit, zu bewundern, aber Sie persönlich kannte ich noch nicht.“

„Was Sie da sagen, ist höchst schmeichelhaft für mich“, meinte der Mann des Humbugs, sich höflich verbeugend. „Wie ist Ihr werther Name, mein Herr?“

„Ich heiße John Hall Wilton, bin Engländer und Musiker. Als Dirigent der sogenannten Saxhornbläser-Gesellschaft bin ich nach Amerika gekommen.“

„Ah, ich habe von dieser originellen Musikkapelle gehört; leider hat sie schlechte Geschäfte gemacht, wie man sagt.“

„So ist's. Die Gesellschaft ist gesprengt und Jeder muß nun sehen, wie er sich durchschlägt.“

„Somit sind Sie jetzt engagementslos. hm, mein Lieber, Sie haben sich bei mir auf eine so hübsche Art eingeführt, daß ich wohl etwas Ersprißliches für Sie thun möchte. Bitte, nehmen Sie eine Cigarre.“

„Danke, Sir! Sie sind außerordentlich freundlich.“ Und der junge englische Musiker zündete mit Behagen die Cigarre an.

Phineas Barnum rieb sich die Stirne und sann ein Weilchen nach. Dann sagte er: „Ich selbst bin ein äußerst unmusikalischer Mensch, wie fast alle Yankee's. Gleichwohl bin ich als Geschäftsmann davon überzeugt, daß man in den Staaten jetzt ein gutes Geschäft und sehr viele Dollars machen könnte mit einem wirklich blindenden musikalischen Phänomen.“

„Das möchte schon sein.“

„Sind Sie über die musikalischen Zustände Europa's gut unterrichtet?“

„So ziemlich.“

„Was ist denn da jetzt das Bemerkenswerthe?“

„Unzweifelhaft die sogenannte ‚schwedische Nachtigall‘, Fräulein Jenny Lind. Ich habe leider nicht das Vergnügen gehabt, sie selbst zu hören und kenne ihre phänomenalen Gesangsleistungen nur aus den Zeitungsberichten und Referaten in musikalischen Zeitschriften. Aber ich habe einen Freund, der die lebenswürdige Schwedin persönlich kennt.“

„Wer ist dieser Freund?“

„Ein junger deutscher Pianist und Musiklehrer, Namens Otto Goldschmidt. Es scheint, die Beiden haben zusammen musikalische Studien gemacht.“

„Machen Sie mich mit Mr. Goldschmidt bekannt“, rief Barnum lebhaft.

„Mit Vergnügen bin ich dazu bereit, Sir! Ich habe ihn freilich seit einigen Wochen nicht gesehen, und als ich ihn zum letzten Male traf, sprach er davon, daß er New-York verlassen wolle, weil er hier nicht recht zur Geltung gelangen könne. Er ist eben einer von den gewissenhaften und bescheidenen Künstlern, die bei allem großen Talent es doch nicht so

recht verstehen, sich in der Welt vorwärts zu bringen.“

„Da muß er zu mir kommen“, sagte eifrig der Museumsbesitzer. „Kalkulire, daß ich ihn emporbringe. Mr. Wilton, wenn es Ihnen recht ist, ernenne ich Sie mit vorläufig fünfzig Dollars Monatsgehalt zu meinem musikalischen Geschäftszugang.“ Zunächst suchen Sie mir so rasch wie möglich den deutschen Pianisten auf.“

„Ich werde mich beeifern, Ihren Wunsch zu erfüllen“, sagte der Virtuose, ganz entzückt über sein unverhofftes Glück.

Nach einigem weiteren Hin- und Herreden verließ er das Kassenbureau, in welchem Barnum noch längere Zeit nachdenklich auf und nieder schritt.

„Das Geschäft muß versucht werden“, murmelte er vor sich hin. „Geht es schief, so verliere ich fünfzigtausend Dollars; geht es gut, so verdiene ich hoffentlich eine halbe Million. Diese Spekulation wird mir voraussichtlich nicht nur Dollars einbringen, sondern auch meiner Reputation wieder aufhelfen, welche durch die famose Fidschi-Seefunger etwas in's Wackeln gerathen ist.“

Zwei Tage später stellte Wilton sich wieder bei ihm ein. Leider war es ihm nicht möglich gewesen, den deutschen Pianisten aufzufinden. Derselbe war abgereist. Niemand wußte wohin.

„Das ist fatal“, meinte Barnum ärgerlich.

„Soll ich eine Aufforderung durch ein Inserat im ‚Herald‘ an ihn erlassen?“

„All right, das können wir thun.“

Es wurde also ein bezügliches Inserat in mehreren Zeitungen erlassen; doch auch dieser Versuch erwies sich als nutzlos. Vierzehn Tage gingen darüber hin; es kam kein Brief von Mr. Goldschmidt, der allem Anschein nach nicht mehr in Amerika war.

„Darauf können wir nicht länger warten“, sagte der spekulative Yankee-Impresario. „Ich hatte die Absicht, den deutschen Künstler als Gesandten an die berühmte Sängerin nach London zu senden. Jetzt aber müssen Sie die Aufgabe übernehmen, Mr. Wilton.“

„Sehr wohl. Ich stehe sofort zu Diensten!“

„Sie werden also mit der Sängerin verhandeln, ihr naheinander — sofern das nöthig — drei Kontraktentwürfe vorlegen, von denen einer immer günstiger ist, als der andere; der günstigste sichert ihr für jedes Konzert eine Gage von tausend Dollars. Hundertfünfundzwanzigmal muß sie singen. Also für einhundertfünfundzwanzig Konzerte einhundertfünfundzwanzigtausend Dollars, well! Außerdem trage ich alle sonstigen Ausgaben, die Reisekosten, Hotelrechnungen, Equipage u. s. w.“

„Es wäre erstaunlich, wenn sie auf eine so günstige Offerte nicht eingehen würde. Jedoch braucht sie auch musikalische Begleitung, wenigstens einen Konzertmeister und einen sehr tüchtigen Sänger.“

„Ja, das ist begreiflich. Auch dafür müssen Sie Kräfte ersten Ranges engagieren, ganz nach dem Wunsche des Fräuleins. Ich werde Sie mit einflußreichen Empfehlungsschreiben versehen, besonders auch an die Bankiers Gebrüder Baring in London, mit welchen ich in Geschäftsverbindung stehe. Sie selbst müssen mit größter Noblesse reisen und auftreten als mein Agent, um so besser zu imponiren.“

Trotz aller Vorsicht waren doch schon Gerüchte von dem Barnum'schen Plan in die Oeffentlichkeit gedrungen: einige findige Zeitungsreporter hatten darüber bereits Notizen gebracht. Um so mehr schien es nöthig, nun rasch zu Werke zu gehen.

Am 6. November reiste Wilton ab. Bei seiner Ankunft in London erfuhr er, daß Jenny Lind sich zur Zeit in Lübeck aufhalte. Ohne Verzug eilte der musikalische Gesandte nach der alten Hansestadt an der Trave.

Dort begab er sich sofort zu der „schwedi-

schen Nachtigall“ und brachte sein Anliegen vor, indem er sein Beglaubigungsschreiben und die Empfehlungsbriefe vorlegte.

Die Sängerin hatte sich längere Zeit in England aufgehalten und war der englischen Sprache mächtig, so daß die Verhandlung in dieser Sprache stattfinden konnte.

„Ich habe bereits vor einiger Zeit Kenntniß von dem Projekt des Herrn Barnum erlangt“, sagte sie. „Und ich muß es Ihnen gestehen, Sir, man hat mich auf's Eindringlichste vor dem sonderbaren Manne gewarnt.“

„Mr. Barnum ist ein höchst respektabler Geschäftsmann, mein Fräulein. Stets ist er seinen übernommenen Verpflichtungen prompt nachgekommen.“

„Wohl möglich. Aber er ist ein Schausteller, ein Museums- und Menageriedirektor, ein geschickter Humbugmacher, wie man sagt.“

„Alle seine Geschäfte beruhen auf der soliden Basis der Baarzahlung, mein Fräulein. Und es versteht sich, daß Sie weder mit dem Museum, noch mit der Menagerie in irgend welche Berührung kommen werden. Für Sie, die unvergleichliche Sängerin, wird in jeder großen Stadt Amerika's der glänzendste Konzertsaal beschafft, der zu haben ist. Mr. Barnum wird Sie außerdem mit glänzenderem Luxus umgeben, als jemals eine morgenländische Prinzessin aufzuwenden vermochte.“

„Wo hat denn dieser kühne amerikanische Impresario mich je singen hören?“

„Er hat Sie nie gesehen und nie gehört. Mr. Barnum ist überhaupt der unmusikalischste Mensch von der Welt, dessen Musikverständniß höchstens bis zum Yankeeoodle sich erstreckt; aber für eine große Sängerin, wie Sie, ist er der beste und befähigste Geschäftsmann.“

„Es klingt seltsam, was Sie da sagen. Und Sie, mein Herr, haben Sie mich jemals singen hören?“

„Nein, mein Fräulein, ich hatte bisher noch nicht dies Glück. Nur aus Zeitungsberichten ist mir Ihr Ruhm bekannt und durch einige Nachrichten, die ich von einem jungen deutschen Pianisten in New-York erhielt, der Sie persönlich kennt, wie er mir sagte.“

„Wer ist es?“ fragte Jenny.

„Er heißt Otto Goldschmidt.“

„Ah, mein Herr, dieser Name ist wahrlich die beste Empfehlung für Sie, mehr werth als alle Briefe da von allerlei Leuten, die mir gleichgiltig sind.“

„Das freut mich von ganzem Herzen, mein Fräulein. Es war auch zuerst Mr. Barnum's Idee, Herrn Goldschmidt als Gesandten an Sie zu schicken.“

„Sehr gut! Doch warum brachte er seine Idee nicht zur Ausführung?“

„Weil sich leider die Ausführung als unmöglich erwies.“

„Unmöglich? Ei, mein Gott, warum denn?“

„Weil Herr Goldschmidt . . . hm . . .“

„Um Gottes willen, es ist ihm doch kein Unfall zugefallen?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Er ist doch nicht todt?“

„O nein! Das möchte ich nicht glauben.“

„So erklären Sie doch . . .“

„Nun, mein Fräulein, die Wahrheit ist, daß wir Herrn Goldschmidt suchten, um ihn für die Uebernahme dieser Gesandtschaft zu gewinnen, allein er war spurlos verschwunden aus New-York.“

„Verschwunden?“

„Ja. Wir erkundigten uns vergeblich allenthalben nach ihm und nahmen auch die Zeitungen zu Hilfe; doch er war nicht aufzufinden.“

„Ah, mein Herr, was Sie da sagen, beunruhigt mich. Herr Goldschmidt, mein Studien-genosse, ist mir ein theurer Freund. Mein Gott,



es wird ihm doch kein Unglück widerfahren sein!"

"Mein Fräulein, Herr Goldschmidt gehört auch zu meinen Freunden; gewiß werde ich mir später die äußerste Mühe geben, ihn aufzufinden. Die Sache ist ja gar nicht so ängstlich. Ist er überhaupt noch in Amerika, so wird er, wenn Sie drüben konzertieren, sicherlich bald wieder zum Vorschein kommen, um Sie zu sehen und Ihren Gesang zu hören."

"Mein Herr, es scheint, Sie haben bei Ihrem würdigen Prinzipal eine recht gute Schule durchgemacht, so schlau wissen Sie mich zu berücken. Ich finde mich in der That allmählig in den Gedanken, das amerikanische Abenteuer zu versuchen."

"Thun Sie es getrost! Muthes, mein Fräulein."

"Ja, ich bin geneigt, Herrn Barnum und Ihnen zu vertrauen."

"Das dürfen Sie unbedingt."

"Sofern wir nämlich über die Bedingungen einig werden können."

"Ich habe in dieser Beziehung die weitgehendsten Vollmachten."

"Haben Sie auch bedacht, daß ich eine sehr gute musikalische Begleitung haben muß?"

"Auch dies hat Mr. Barnum vorgesehen. Wählen Sie nach Belieben Ihre musikalischen Begleiter, mein Fräulein."

"Zunächst möchte ich am liebsten, daß Herr Julius Benedikt in London, der vortreffliche Komponist, Klaviervirtuose und Dirigent, mich begleite."

"Wir werden ihn engagieren."

"Dann muß ein tüchtiger Sänger mit dabei sein, denn ich kann doch unmöglich den ganzen Konzertabend allein ausfüllen."

"Wen schlagen Sie vor?"

"Den Baritonisten Signor Giovanni Belletti, ebenfalls zur Zeit in London."

"Sehr wohl."

"Die beiden Herren werden aber nicht billig zu haben sein."

"Man wird zahlen, was verlangt wird, um Sie, mein Fräulein, zu rufen zu stellen. Und nun noch eines! Wir brauchen natürlich einige Zeit, um das Publikum auf die wunderbare Erscheinung der „schwedischen Nachtigall“ vorzubereiten. Auch haben Sie wohl noch einige Verpflichtungen in Europa. Wann können Sie das amerikanische Engagement antreten?"

"Im August nächsten Jahres," sagte die Sängerin nach einigem Bedenken.

Wilton war damit einverstanden. Nach mehreren weiteren Konferenzen wurde endlich am 9. Januar 1850 der Kontrakt abgeschlossen, welcher Jenny Lind für das Auftreten in hundertfünfzig Konzerten eine Einnahme von hundertundfünfzigtausend Dollars zusicherte. Außerdem sollten alle Kosten von dem Unternehmer getragen werden.

Der musikalische Gesandte reiste darauf unverzüglich nach London und engagierte Benedikt für ein Honorar von fünftausend Pfund Sterling, demnächst auch den Sänger Belletti für eine ähnliche Summe. Es wurde dabei in allen drei Kontrakten zur Bedingung gemacht, daß der Impresario im Voraus die genannten großen Geldbeträge bei sicheren Londoner Bankiers deponieren müsse.

Nach Abschluß dieser Geschäfte kehrte Wilton nach New-York zurück, wo Barnum die kontraktlichen Vereinbarungen in allen Stücken genehmigte.

Und jetzt entwickelte der pfiffige Impresario eine solche Thätigkeit der Reklame für die „schwedische Nachtigall“, daß selbst die Amerikaner darüber in Erstaunen geriethen, denn so etwas war ihnen bisher noch nicht vorgekommen.

Mr. Wilton reiste dann abermals nach Europa, da ihm die Aufgabe zufiel, nach Er-

ledigung alles Geschäftlichen Jenny Lind mit ihrem Gefolge nach Amerika zu geleiten. Der schöne Dampfer „Atlantic“ war zu diesem Behufe gemietet worden.

Außer von den Herren Benedikt und Belletti wurde die berühmte Sängerin begleitet von einer Gesellschafterin, einem Sekretär und zahlreicher Dienerschaft.

Die Abfahrt geschah von Liverpool. Nach glücklicher und kurzer Fahrt langte das Dampfschiff im New-Yorker Hafen an.

Sogleich eilte Barnum an Bord, die „schwedische Nachtigall“, auf die er so große Hoffnungen setzte, zu begrüßen. Alle Schiffe im Hafen prangten im reichsten Flaggen Schmuck. Viele tausend Menschen waren auf dem Hasendamm versammelt. Prachtvolle Triumphbögen waren erbaut — wohl verstanden, auf Anstiften des schlaun Impresario — und darauf stand mit Riesenhochstaben zu lesen: „Willkommen, Jenny Lind!“ — „Willkommen in Amerika!"

Bei dem ungeheuren Gedränge fielen mehrere Leute in's Wasser; doch wurden sie glücklich wieder herausgezogen, und auch dies war eine schöne Reklame. Niemals hatte man in New-York einen solchen Enthusiasmus gesehen.

Die „schwedische Nachtigall“ wurde im prachtvollen Irving-Hotel so luxuriös wie eine Prinzessin einquartiert. Abends wurde ihr von zweihundert New-Yorker Musikern ein Ständchen gebracht, und ein Fackelzug von dreihundert Feuerwehrmännern beleuchtete die grandiose Scene. Mehr als zwanzigtausend Zuschauer waren vor dem Hotel versammelt, die ein donnerndes Lesehoch ausbrachten, als der Impresario die Sängerin auf den Balkon führte und dem Volke zeigte.

Das erste Konzert fand im großen, prachtvoll decorirten Saale von Castle-Garden statt. Die Billets für die besten Plätze wurden zu ungeheuren Preisen im Auktionswege verkauft. Dies erste Konzert, bei welchem etwa vier-tausend Zuhörer anwesend waren, brachte nahezu achtzehntausend Dollars ein, das zweite vier-zehntausend, und die übrigen in New-York abgehaltenen erhielten sich ungefähr auf derselben Höhe.

Mit Begeisterung wurde die „schwedische Nachtigall“ vom Publikum empfangen. Ihre wunderbaren Gesangsleistungen übertrafen aber auch alle Erwartungen. Nachdem sie die berühmte Arie „Casta Diva“ aus „Norma“ gesungen, brauste ein solcher Orkan des Beifalls durch den Saal, wie man ihn bisher noch nicht erlebt hatte. Die Sängerin wurde viele Male jubelnd herausgerufen; auch Benedikt und Belletti genossen diese Ehre, und ganz zuletzt auch Barnum, dessen Impresariogenie nun von Jedermann angestaut wurde.

Das also war der Anfang des großartigen Triumphzuges der lebenswürdigen Sängerin durch Amerika. Und nicht nur durch ihre geniale Gesangeskunst, auch durch ihre außerordentliche Freigebigkeit und Wohlthätigkeit gewann sie Aller Herzen.

Außer in New-York sang sie in Boston, Providence, Philadelphia, Baltimore, Washington, Richmond, Charleston, Havana, New-Orleans, Natchez, Memphis, St. Louis, Nashville, Louisville, Madison, Cincinnati, Wheeling, Pittsburg. Nach dieser Rundreise dann wieder in den großen Städten des Ostens.

So kam sie abermals nach Boston. Dort trat Barnum eines Morgens in's Bureau, wo die Billette verkauft wurden und Wilton als Kassirer fungirte.

„Sind schon viele Billette geholt?“ fragte der Impresario.

„Bis jetzt für circa fünftausend Dollars,“ versetzte Wilton.

„Ein schöner Anfang für heute. Gibt's sonst was von Belang zu melden?"

„Ja, denken Sie sich, Mr. Otto Goldschmidt ist hier gewesen."

„Ah — Ihr musikalischer Freund — der so lange Gesuchte? Wo in aller Welt hat er sich denn so lange aufgehalten?"

„Im fernen Westen, wo er sein Glück versuchen wollte, was ihm aber nicht so recht gelungen zu sein scheint. Ich habe ihm vertraulich gesagt, daß unsere lebenswürdige Sängerin sich sehr für ihn interessirt und ihn jedenfalls zu sehen wünscht. Er will ihr mit größtem Vergnügen einen Besuch machen. Um zehn Uhr will er wieder in's Hotel kommen."

„Es ist gleich zehn Uhr."

„Herein!" rief in diesem Augenblicke Wilton, denn es wurde angeklopft und herein trat der junge deutsche Pianist im tadellosen Salonkostüm.

„Mein Freund, Herr Goldschmidt," sagte Wilton vorstellend, „und hier mein Prinzipal, Mr. Barnum."

„Ah, mein Herr, ich bin entzückt, Sie zu sehen!" rief der Impresario. „Wir haben uns lange um Sie bemüht, konnten Sie aber nicht auffinden. Nun, auch so haben Sie uns genügt als unsichtbares und unfindbares Phantom. Ja, Ihnen verdanke ich zum guten Theil mein Glück, das will sagen, etliche hunderttausend Dollars."

„Wie so denn?" fragte der Deutsche staunend.

„Ganz einfach! Wir gebrauchten Sie, um die berühmte „schwedische Nachtigall“ nach Amerika zu locken, was andernfalls uns wahrscheinlich noch erhebliche Schwierigkeiten bereitet haben würde."

„Ist's möglich?"

„Thatsache, Sir! Ihr Freund da, den ich an Miß Lind absandte, kann's bezeugen."

„Ich kann's bezeugen," versicherte Wilton.

„Es ist die reinste Wahrheit! Sie sind wirklich ein äußerst glücklicher Pianist, lieber Goldschmidt."

„Also sie denkt noch an mich?"

„Alle Tage haben wir allesamt an Sie gedacht!" rief Barnum. „Und damit Sie sehen, daß ich es nicht vergesse, welchen wichtigen Dienst Sie mir geleistet haben, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie sehr gerne mit einem hübschen Profiten bei meiner glorreichen und einträglichen Konzertunternehmung theilhaben möchte."

„Ich danke Ihnen, Mr. Barnum! Aber vor Allem ist mir daran gelegen, Fräulein Lind nach so langer Trennung wiederzusehen."

„Ich finde das begreiflich, Sir. Gestatten Sie mir, daß ich Sie bei unserer unvergleichlichen Gesangsönigin einführe!"

Beide begaben sich eilends nach dem Salon der Sängerin.

„O Goldschmidt, mein theurer Freund, sind Sie's oder ist es Ihr Geist, der mich besucht?" rief Jenny Lind mit all' dem entzückenden Wohlklang ihrer Stimme.

„Ich bin es selbst, theure Jenny! Also haben Sie mich doch nicht vergessen?"

„Ich Sie vergessen? O nein! Stets habe ich Ihrer in herzlichster Zuneigung gedacht. Aber Sie, mein Freund, Sie hatten mich vergessen, wie ich meine. Denn wie kommt es, daß ich Sie jetzt erst sehe, nachdem ich bereits ein halbes Jahr die Staaten der Union durchstreifte?"

„Unglückliche Zufälligkeiten sind daran Schuld. Ich hielt mich im fernen wilden Westen auf und kehrte erst vor einigen Tagen nach dem Osten zurück."

„Also einige Tage ließen Sie doch vergehen?"

„Verzeihen Sie mir, Jenny! Wie konnte ich ahnen, daß Sie des Jugendfreundes noch gedenken würden, nachdem Sie eine so berühmte Primadonna geworden, die erste Sängerin des Zeitalters, der die Völker mit Jubel zujauchzen."



„Das amerikanische Volk wäre nicht in die Lage gekommen, mir so zuzujuchzen, wenn ich nicht gehofft hätte, Dich hier zu finden, mein Freund!“

„Also meinetwegen bist Du nach Amerika gekommen?“

„Ja, Deinetwegen!“

„O Jenny!“

„Mein theurer Otto!“

Und die schönen jungen Leute fielen einander in die Arme.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch!“ rief da Phineas Barnum und wischte sich gerührt die Augen. „Ha, ich wünsche Ihnen für hunderttausend Dollars Glück und für eine Million Dollars Liebe!“

Die Postoner aber trafen es gut; denn wohl noch nie hatte Jenny Lind so bezaubernd, so seelenvoll, mit solchem Schmuck der Stimme gesungen, wie im Konzert am Abend dieses für sie so bedeutungsvollen Tages.

Der große Impresario machte bekanntlich mit der Jenny Lind-Unternehmung ein glänzendes Geschäft, wie er selbst der Wahrheit gemäß in seinen Memoiren erzählt.

Das junge Paar aber feierte, sobald die Tournee zu Ende war, noch in Amerika Hochzeit.

### Wannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Schwierige Heirath.** — In früheren Zeiten hatten einzelne Stände und Gewerbe ihre besonderen Rechte, die oft zu recht ergötlichen Streitigkeiten führten. So hatte die alte Stadt Leipzig einst einen drolligen Zwist beizulegen. Den Gewerbeinnungen stand das Recht zu, von jedem Handwerker, der sich selbstständig machte, zu verlangen, daß er eine ledige Meisterstochter aus der Stadt als Braut heimführe, wenn er sich in der Stadt selbst dauernd niederlassen wollte. Einst — es war im Jahre 1691 — beschwerte sich, so erzählt die Leipziger Chronik, ein waderer Schuhmacher beim hochloblichen Rath, daß

er in den Hafen der Ehe einzulaufen beabsichtige, von sechs Meistern, bei denen er um ihre Töchter angehalten, aber schon Körbe bekommen habe, weil ihm die Kunst absolut entweder eine buckelige, eine lahme oder eine schielende Meisterstochter, die noch keinen Mann bekommen, aufhalsen wolle, weshalb er bitte, ihm, entgegen dem Brauch, zu gestatten, ein Mädchen aus anderen Kreisen zu heirathen. Der Rath hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Ältesten der Schuhmacherzunft vorzuladen. Dieselben erschienen, sträubten sich indeß gewaltig, als sie hörten, um was es sich handle, für den Eheandidaten eine Ausnahme gelten zu lassen, indem sie meinten, der junge Meister könne ja eine Meisterstochter jederzeit bekommen, wenn er nur wolle. Sie hielten weiter, die alte Sitte aufrecht zu erhalten, zumal das Handwerk dormalen sehr darniederliege, und besagtes Recht das einzige Mittel sei, ihre Töchter zu versorgen. Dem Matthias Hofmann, so hieß der Freier, könnten sie zudem vom Meister Georg Rudolf zwei, vom Meister Gottfried Hartung eine Tochter vorschlagen.

Der junge Meister wurde vorgeladen, wollte aber von keiner der Vorge schlagenen etwas wissen, indem er erklärte, die Rathsherren sollten sich die Mädchen

### Humoristisches.



Der kluge Karl.

Karl: Mutter, gib mir doch noch ein Stück Zucker zum Kaffee, das Stück, das Du mir gegeben hast, ist mir aus der Hand gefallen.  
Mutter: Wohin ist es denn gefallen.  
Karl (bögennd): In den Kaffee.



Der Beschäfer.

Frau (erstaunt): Oho, was sucht denn der Soldat hier in der Küche?  
Köchin (erschrocken): Der — der paßt nur auf, damit mir, wenn ich des Abends allein hier bin, nichts geschieht.

nur ansehen, die eine habe einen Buckel, die zweite schiele und die dritte gehe an einer Krücke. Er zögerte unter solchen Umständen viel lieber vor, sich wo anders niederzulassen.

Der Rath gebot nun den Altmeistern, Hofmann binnen längstens zehn Tagen eine ihm passende Frau zu verschaffen, widrigenfalls man sein Ausnahmegeruch gestatten würde.

Daraufhin erklärten sich die Ältesten endlich damit einverstanden, daß der junge Meister keine Schuhmachertochter zu nehmen brauche, ließen sich aber gleichzeitig eine Urkunde ausstellen, welche besagte, daß für Hofmann nur im Nothfalle eine Ausnahme gemacht werde, eine fernere spätere Abweichung von ihrem Rechte jedoch nicht mehr stattfinden dürfe.

G. W. G.

**Anangenehme Einladung.** — Der berühmte Diplomat Talleyrand wurde einst von einem Autographenjäger um einige Zeilen seiner Hand gebeten. Talleyrand vergah es und dies veranlaßte den jungen Mann, jubringlich zu werden. Darauf hin sandte ihm Talleyrand folgende Zuschrift: „Mein Herr, haben Sie die Güte, morgen mein Gast zu sein; ich habe einige sehr wichtige Fremde eingeladen und möchte nicht gern der einzige Dummkopf sein.“ — Der Jubringliche hatte nun seinen Autographen, aber gezeigt hat er ihn Niemand.

G. W. G.

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 25:

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

### Charade.

Süße Erbsen! Wenn bisweilen  
Wir gar schmerzlich Dich vermessen,  
Ist's das Ganze, das erbarmend  
Dich uns zuführt, wie wir wissen! —  
Wie das wohlthut! — Doch wie schadet  
Sich, wer nun der Zweiten huldigt,  
Denn auf Achtung hat nicht Anspruch,  
Wer des Fehlers ward beschuldigt. C. Milius.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Ergänzungs-Räthfels in Nr. 25:

M	O	R	I	T	Z
B	L	O	U	S	E
H	A	M	L	E	T
A	M	E	I	S	E
K	L	O	A	K	E

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.